

Schulzeit vor 60 Jahren

«De mortuis ...» Ich weiss; aber wenn ich an meine Primarschulzeit in Küssnacht zurückdenke, tauchen wirklich nicht alles nur liebe und erfreuliche Erinnerungen auf:

Da war in der Unterstufe die Sache mit unserer schizophrener Lehrerin. Ich kann nicht genau sagen, wann es begann, jedenfalls zu einem Zeitpunkt, da wir das Alphabet schon recht gut kannten. Denn sie liess uns seitenweise, oft Vormittage lang, unsere Hefte füllen mit dem Satz: «Es gibt keinen Gott, es gibt nur einen Menschensohn», während sie unheimlich vor sich hin murmelnd am Pult sass. Ich war nicht die einzige, die zu Hause immer wieder sagte: «DFrau Dubs spinnt.» Anlässlich von Schulbesuchen besorgter Eltern konnte sie jedoch wiederholt ganz unauffällig wirken.

Das ging so, bis sie in einem akuten Anfall aufs Pult stieg, das Gleichgewicht verlor und abstürzte. Worauf der nachmalige Gemeinderat Werner Weber, der zunächst bei der Türe sass, voller Angst rief: «Frau Dubs, ich muess ufs Abee» und hinausrannte, um aus dem benachbarten Schulzimmer Lehrer Otto Keller zu Hilfe zu rufen. Als dieser unsere Lehrerin jammernd am Boden sitzend fand, wurde sie endlich in die Hohenegg eingewiesen.

Nach etlichen Monaten bei der netten Aushilfslehrerin Margrit Odinga hiess es zu unserem nicht geringen Schrecken, nach den Ferien komme Frau Dubs wieder. Unsere Eltern taten sich zusammen und versuchten, dies zu verhindern. Doch von der Schulpflege kam der Bescheid, man könne niemanden krankheitshalber entlassen. – Es waren ungute Wochen, als unsere Lehrerin «gesund» wieder da war, für uns und wahrscheinlich auch für sie. Erst Ende Jahr beschloss die Schulpflege, sie bei den nächsten Wahlen nicht mehr vorzuschlagen – mit der Begründung, dass bei Herrn und Frau Dubs «Doppelverdienertum», wie es damals für Beamte nicht zulässig war, vorliege. Denn Herr Dubs war Sekundarlehrer in einer Nachbargemeinde.

Aus diesen Jahren – 1939 bis 1941 – ist mir übrigens etwas Besonderes eindrücklich in Erinnerung: Nämlich, dass wir immer wieder neue Mitschüler bekamen, stets aus Deutschland kommend, die meistens nur wenige Wochen bis Monate in unserer Klasse blieben, um dann «weiterzuwandern», vorwiegend nach den USA oder Lateinamerika. Ein solcher «Klassenkamerad auf Zeit» war auch mein erster Verehrer, der damals 9jährige Ivar Hirsch...

Nach der Abwahl von Frau Dubs waren wir für die letzten Monate der Unterstufe bei Fräulein Elsy Frey. Bei ihr waren wir glücklich. An ihre letzte Schulstunde im gemütlichen alten Zürichstrasse-Schulhaus erinnere ich mich, als sei es gestern gewesen. Sie las uns zum Abschied etwas vor, und ich sah in den grossen alten Tannen vor dem Fenster dem Eichhörnchen zu und dachte: «So müsste es das ganze Leben lang bleiben.»

Aber so blieb's halt natürlich nicht: Uns verschlug es für die 4.–6. Klasse ins neue Rigi-strasse-Schulhaus zu Lehrer Karl Kleb, dem der Ruf vorausging, er sei ein strenger, ehrgeiziger, aber sehr guter Lehrer, der immer am meisten Schüler/innen ans Gymnasium bringe.

Nach drei Jahren, am Ende der 6. Klasse, konnten wir wirklich flüssig lesen und schreiben und rechnen und wussten die Daten aller Schlachten der Schweizergeschichte von



An der frischen Luft, sei's in den Sport-, sei's in anderen Ferien, konnte man sich vom psychischen Stress in der Schule wieder erholen. Rechts im Bild die damals 11½jährige Verfasserin als Teilnehmerin an einem Skirennen.

Sempach bis Giornico auswendig. Zum Glück hatte ich für diese Jahreszahlen ein gutes Gedächtnis; denn wer das nicht hatte, dem wurden sie buchstäblich eingebleut. Lehrer Kleb ging mit den Mädchen zwar weniger handgreiflich um; aber wir litten mit, wenn es bei den Buben Ohrfeigen, Beulen, ausgerissene Haare oder zerschlagene Brillen gab.

Ab der 3. Klasse hatten wir Mädchen damals Handarbeitsunterricht. Der fand im 2. Stock im alten Wiltisgasse-Schulhaus statt; und er war eine gute Entspannung vom «Psychostress» an der Rigistrasse. Ganz besonders an Sommernachmittagen, weil es dann nach der «Handsgi» nicht mehr weit ins Strandbad war. Zwar ärgerten wir unsere Fräulein Gimpert auch gelegentlich; doch wir lernten schön stricken, häkeln, sticken und «säumeln». Sie lehrte uns ganz besonders hübsche, an einem Stück gestrickte Bébé-Finkli, die ich nach nun fast 60 Jahren im Falle von neuen Babys in der Familie noch immer auswendig produzieren kann.

«Lehrerloses Lernen», wie es heute dank PC und Internet modern wird, hatten wir bei Lehrer Kleb schon in den frühen 40er Jahren: In den Militärdienst musste er zwar trotz den herrschenden Kriegszeiten nicht; aber er war in vielen Kommissionen und Vereinen – mir blieb speziell sein Präsidium des Schweizerischen Hühnerzüchtervereins –, so dass er oft, und nicht nur abends und nicht nur in Küsnacht, an Versammlungen und Sitzungen teil-

nahm, d. h. in der Schule abwesend war. Für solche Gelegenheiten bestellte er jeweils eine «Aufsicht», eines der Mädchen, die (oder deren Eltern) er besonders mochte. Sie musste während seiner Abwesenheit auf die Klasse aufpassen und nachher denunzieren, wenn jemand geschwätzt oder sonst etwas Unerwünschtes getan hatte.

Wenn Lehrer Kleb guter Laune war (oder vielleicht auch, wenn seine Frau nicht zu Hause war und der Hund halt einmal hinaus musste), durfte Sylvia Brunner seinen «Bobeli» holen. «Bobeli» war ein niedlicher, brauner, allerdings nicht nur gutartiger Pekinese, der dann im Schulzimmer zwischen den Bänken und unseren Beinen herumspfufte. Ganz leise und hinter vorgehaltener Hand flüsteren wir da gelegentlich: «Wie der Herr, so der Hund»; denn die Physiognomien von Lehrer Kleb und seinem «Bobeli» hatten für uns wirklich eine gewisse Ähnlichkeit – und bissig konnten beide sein.

Von Turnstunden, Wanderungen oder Schulreisen mit Lehrer Kleb, so es sie denn überhaupt gab, habe ich keine Vorstellung mehr. In dieser Beziehung sahen wir immer etwas neidisch auf die Klasse vom «Sport-Keller» nebenan, die viel mehr Bewegung und frische Luft bekam als wir. Dafür taten wir bei der Anbauschlacht sinnvoll mit: Wir zogen in Gruppen mit dem Messband von Garten zu Garten und mussten nachmessen, ob die Besitzer nach dem Klebschen Katasterplan auch einen genügend grossen Kartoffel- oder Maisacker angelegt hatten.

Unfug oder Lausbubenstreiche machte niemand bei Lehrer Kleb, nicht weil wir phantasielos gewesen wären in dieser Beziehung: wir hatten einfach zu viel Angst vor ihm. Erst gegen Ende der 6. Klasse gab es einige revolutionäre Misstöne. Das kam so: Mein Bruder ging schon ins 2. Gymnasium nach Zürich, und seine Klasse wollte im Wintersemester einen Tanzkurs besuchen, wozu es logischerweise auch Mädchen brauchte. Deshalb erhielten diejenigen Buben, die passende Schwestern hatten, den Auftrag, diese und wenn möglich noch ein paar Freundinnen mitzubringen. Dummerweise fand der Tanzkurs aber an dem Abend der Woche statt, an welchem uns Lehrer Kleb im letzten Schulhalbjahr Sondernachhilfeunterricht für die Gymi-Aufnahmeprüfung erteilen wollte. – Und einige von uns wagten es, sich fürs Tanzen zu entscheiden und die Gymi-Prüfung auch ohne Nachhilfe zu bestehen!

Warum auch nicht – Lehrer Kleb hatte uns doch in den drei vorangehenden Jahren so viel eingetrichtert und uns vorbereitet für alles, was kommen mochte! Die bei ihm gelernte Syntax und seine perfekten Interpunktionsregeln sind übrigens noch heute das Rückgrat für meine gelegentlichen journalistischen Tätigkeiten.

Myrtha Frick